

41)

Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Es kam nun eine Zeit, wo Lidda ernstlich daran dachte, allen Qualen ein gewalttames Ende zu bereiten. Sie sah keinen Ausweg, und die Religion bot ihr keinen Trost mehr.

Ihr Mann beherrschte sie förmlich wie ein böser Geist. Er wich nicht aus ihren Gedanken, und diese Gedanken waren Ekel.

Das Verzweifelte war, daß seine Liebe wuchs wie ein Steppenbrand.

Setzte sie sich an den Flügel, um sich ein wenig Zerstreuung zu schaffen — zwei Minuten später stand er ihr gegenüber an den Türpfosten gelehnt, und wiewohl sie die Augen nicht von den Lasten erhob, fühlte sie sich bis in alle Nerven gelähmt von diesem verhungerten Blick hündischer Anbetung.

Seine sklavische Nachahmung des Vaters, seines großen leuchtenden Exempels, setzte sie nun beide in ihren Augen herab. Er trachtete alles bis auf das Mienenspiel des Marchese nachzumachen. Wenn La Greca plötzlich über etwas nachdachte, hatte er eine tief sinnige Miene; er hob die Augenbrauen, während er gleichzeitig die Augen zusammenkniff und die Lippen aneinanderpreßte, daß die Mundwinkel sich schräg nach oben und nach unten krümmten. Belladonna übte unbewußt dieselbe Miene ein, so daß es geradezu lächerlich anzusehen war.

Und wie zwecklos dies ganze Leben war — dies hoffnungslos in die Ferne ins Blaue hinaus! Bei dem Vater war es wenigstens eine Leidenschaft, etwas Persönliches und Eigenartiges; was Gutes ließ sich aber von dieser banalen Nachahmung sagen? Was war aus dem aufgeweckten Jungen geworden? Konnte wohl jemand sie als die Schuldige anklagen? Oder war es bloß die Wirkung einer zu frühen Ehe auf einen so jungen Mann?

Es war etwas Materielles über ihn gekommen, das sie früher nicht an ihm gekannt hatte. Er aß wie ein Strauß und trank schier unglaubliche Mengen. Saß er bei Tische vor einem aufgehäuften Teller Macaroni, so hätte man glauben können, er habe tagelang nichts gegessen. Unterbrechungen hörte er kaum und beantwortete sie höchstens mit einem kurzen Klaffen. Dabei blieb er aber fahl und dünn wie die mageren Lehren.

Lidda lag einige Wochen krank — da mußte er sie natürlich pflegen. Das mindeste Detail, das Lidda anging, interessierte ihn. Er hatte nicht den Taft, sich zu entfernen, wenn seine Nähe sie verletzete.

Sie konnte, sie wollte das Rührende seines Betragens nicht sehen. Es wurde für sie der Tropfen, der das volle Gefäß zum Ueberfließen brachte.

Als sie aufstand, empfindlicher als je, und er sich ihr mit einem aufgestauten Durst nach ihren Liebeslungen näherte, konnte sie nicht mehr. Sie sagte ihm, hart und bestimmt, daß es seiner unwürdig sei, einem Weibe solche erotische Szenen zu bieten. Sie hätte ihm treulich geholfen, sein Unglück zu tragen, solange Hoffnung auf Rettung war. Nun müsse er sich erinnern, daß auch sie Nerven habe.

Er sank zusammen wie unter einem Todesurteil.

Im selben Augenblick berente sie, es gesagt zu haben, doch war sie fest genug, nichts zurückzunehmen.

Und er kränkte sie nie mehr.

16.

Schwere Zeiten lagen über der Stadt. Die Mafia war unbeschränkter Herr, besetzte alle kommunalen Ämter, alle Plätze im Stadtrat bis zum Bürgermeister, entfernte jedweden, der im Wege stand und steckte mindestens die Hälfte des städtischen Budgets in die Tasche. Niemand wagte, wenn er heimging, gab er nicht zu Hause ein anonymes Schreiben finden würde, in welchem ihm ein Zehntel oder ein Fünftel von all seinem Hab und Gut abgefordert wurde. Und die Summen mußten herbeigeschafft und an dem vorgezeichneten Orte deponiert werden, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, fortgeschleppt zu werden und seine Familie gezwungen zu sehen, eine noch größere Summe zu erlegen, um das Leben der Geiseln zu retten.

Korruption und Unsicherheit, Auflösung und Verfall in allen Verhältnissen!

Sogar Carmelas Salon, diese grundgefestete Einrichtung, mußte dem Auflösungsgeiste weichen.

Ihre Klientel schwand: Angelo kam nicht mehr, Delcario war fort, und Pinna — ja wie war es doch Pinna ergangen?

Sie hatten ihm — diese Schlingel von Freunden — Fräulein Bruno wie so vieles anderes ganz und gar verleidet. Immer wieder mußte er anhören, was der Student und sie eigentlich an jenem berühmten Festabende in der leeren Wohnung zu schaffen hatten. Müßte dasitzen und ihre Trostgründe und guten Ratsschläge anhören, daß — ei, du lieber Gott! — ein halbes Glas Maumwasser den verursachten Schaden doch fast beheben würde. Raseweise Dummel das!

Da eines Tages kam Pamjo und steckte ihm einen Brief in die Hand, und er ging stracks heim und las ihn. Die Schöne war über sein Schweigen in letzter Zeit erstaunt. Er begreife doch wohl, daß ihr Flirt mit dem Studenten nur eine Probe gewesen sei, auf die sie ihn stellen wollte? Woß um zu sehen, ob er eifersüchtig wäre, ob er sie liebte, ob er an sie glaubte, er, der einzige, den sie je in ihren jungfräulichen Gedanken getragen. Mit ihm sei sie bereit zu flüchten, die Gelegenheit zu benützen, während ihr Vater verreist wäre. Ob er mit diesem Plane einverstanden sei?

Pinna ging ein paar Tage nicht aus. Er verhielt sich still wie ein Mäuschen. Die Sache war kühn.

Endlich schrieb er und erbat sich Bedenkzeit — es sei so vieles zu erwägen . . . namentlich die Rücksicht auf ihren Vater.

Mit diesem letzten Kniff war er zufrieden — und hoffte endlich, wenn er nur weiter schwiege, würde die Sache im Sand verlaufen.

Er war daher ziemlich überrascht, als eines Tages der Herr Deputierte, Advokat Bruno, bei ihm eintrat und in einem sehr herzlichen Tone erklärte, das Hindernis für Pinna's Verehelichung mit seiner Tochter, das dieser befürchte, existiere nicht. Er gebe gern seine Einwilligung.

Pinna versuchte eine Erklärung einzuleiten, die jedoch in Brunos Herzlichkeit vollständig ertrank: seine Tochter und die ganze Familie erwarteten ihn zu Tische — in aller Einfachheit. Was nun die Zukunft betreffe, so habe er bereits in Rom von seinem Freunde, dem Minister des Inneren, das Versprechen erhalten, er werde seinem Schwiegerohn einen Platz als Rektor in Sardinien verschaffen. Darauf ging er.

Pinna faßte sich; er lächelte so lange, bis er glaubte, glücklich zu sein. Kaum war er verlobt, als alle Redereien aufhörten. Es war eine Sache, Pinna — eine ganz andere, Brunos künftigen Schwiegerohn zu foppen.

Nach den Ferien zog er mit seiner jungen Gattin nach Telesias. Wenn sie es später für gut befand ihn zu ärgern, machte sie sich den Spaß, ihm zu erzählen, was geplant gewesen, falls er nicht ins Garn gegangen wäre. Ein Vater hatte eines Tages, wie es gebräuchlich war, Pinna eine Summe Geldes geboten, wenn er seinen faulen Sohn aufrücken lasse. Der ehrliche Pinna wies ihn ab. Beflagter Vater — ein Freund Brunos — war jedoch bereit, einen Eid abzulegen, daß Pinna sich hätte bestechen lassen. Er hatte also nur die Wahl zwischen dem Mädchen oder seinem kompletten Ruin gehabt. Eine so recht fixe und elegante Mafia-rache!

Aber Carmela! — niemand dachte an Carmela!

Selbst Pamjo begann sich zu fühlen und sich für ihren Carlo zu gut zu halten. Er ging nun nicht mehr mit dem Luch auf dem Kopfe. Er trug einen Hut und rauchte Tokano-Ausdruck. Die Leute begannen sogar zu zweifeln, ob er — wie man immer gemeint hatte — täppisch oder ob er nicht vielmehr ein Fuchs sei, schlauer als alle die anderen.

Doch es war nicht Pamjos Hochmütigkeit allein: ein neues Unglück war über die arme Carmela hereingebrochen. Es war ein Ricottaro — ein „Damenbeschützer“ mit seiner Diebstahl, einem kleinen Dämmchen von sechzehn Sommern, aus Palermo dahergekommen. Das Mädchen war hübsch. Sie legte Carmela sofort lahm. Und ihr Freund trieb illoyale Konkurrenz, indem er das infame Gerücht über Carmela verbreitete. Aber es war nichts gegen diese Ricottari ausau-

stehen; es waren die Kerntuppen der Mafia bei allen Wahlen.

Rasch entschlossen entschied Carmela sich, ihr Heim aufzulösen. Sie kaufte drei Tonnen Wein, und mietete einen leeren Laden unten beim Tore. Da saß sie nun den ganzen Tag in der Tür, und sie und die Stadt sahen sich einander gleich neugierig an — aus nächster Nähe. Sie kannten sich einander ja nur vom Hörensagen.

Die Kaserne lag dicht dabei. Die Soldaten strömten hinzu.

„Soldaten? — Nein!“ sagte Carmela. Der Sprung war denn doch zu groß. So alt war sie doch nicht — vor der Hand.

Das ganze Geschäft liquidierte übrigens einen Monat später — gerade um Weihnachten — und sie mietete dann eine ganz abseitsliegende Stube, oben bei Babberia.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

8)

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Faste war wieder draußen auf der geschäftigen Straße. — So war man denn doch die Schulden in Zürich glücklich los. Aber der Makler hatte offenbar eine verkehrte Auffassung von der Situation. — Daß so ein — — übrigens durchaus kein so hinverbrannter — Gedanke — sein Ansehen heben konnte, war ja keineswegs zu seinem Nachteil.

Mit dem Kredit wollte er jetzt seinen Bau errichten! — Eine Weile später überholte Faste mit beflügeltten Schritten Fräulein Vera Gylling am Ende der Stadtbrücke —

Es war ein beinahe wildstrahlendes Gesicht, das er unter ihren Sonnenschirm steckte, als er neben ihr anlangte, und, während sie den Villaweg entlang gingen, deklamirte er ausgelassen triumphierend:

„Ada und Silla, hört meine Stimme,
Rameds Gattinnen hört meine Rede:
Der Mann, den ich mordete mir nicht zum Gewinn“ —

„Bist Du verrückt geworden?“

„Siebenmal ward Rain gerächt,
Siebenmal siebenzig will Ramed ich rächen!“

„Bist Du denn ganz von Sinn und Verstand, Faste?“

„Ich sage Dir, Vera, Freundschaft ist mehr als Liebe. — Du bist mir mehr als Ada und Silla und mehr als alle Gattinnen Rameds zusammengenommen. Und deswegen jubelt Ramed vor allen anderen Dir, Vera, seine Siegeshymne zu —“

Einem plötzlich aufsteigenden Ausdruck bedeckte der Sonnenschirm, indem sie es vernied, ihn anzusehen, und sie antwortete mit einem ziemlich trockenen: „Nun?“

„Hör' einmal, Vera! Hier komme ich mit dem Schlüssel zu der Welt — zu meiner ganzen Zukunft in der Tasche!“

„So — mehr nicht? Du meinst, wenn Du nur den Torschlüssel erst hast, so kommt das Schloß schon nach!“

„Ja, Du, wenn man den goldenen Schlüssel hat. Ich habe heute Onkel Joel geschmolzen, so daß das Metall in großen, blauen Tropfen von ihm herabtröpf, — dreitausendfünfhundert Kronen! — Die Grundlage, auf der ich beginnen kann, verstehst Du? Und dann kommt es nur auf die Hand an, die den Schlüssel herumdreht!“

Sie blieb plötzlich stehen, drehte den Sonnenschirm ganz nach hinten in den Nacken, als wolle sie sich gegen etwas Unbegreifliches schirmen, das sie erschreckte:

„Du? — dreitausendfünf — Und von Deinem Onkel Joel? Du fahelst wohl?“

„Sol' Und ich glaubte, Du würdest Dich freuen, — es wenigstens ein bißchen anerkennen!“

„Aber sag' nur einmal, wie in aller Welt, — dreitausend Kronen von —“

„Dreitausendfünfhundert!“

„Ich stelle mir nur Dich vor — und Deinen Onkel — —!“

„Ja, ich und Onkel Joel.“

„Mache mich nicht bange, sage ich Dir!“

„Willst Du heute denn auch wieder böse sein?“

„Großer Gott, welche Verpfichtungen muß sich der Mann nicht von Dir ausbedungen haben, ehe er mit seinem Geld herausgerückt ist, — und so viel Geld! Wenn Du auf etwas veressen bist, Faste, so weißt Du es immer ins beste Licht zu rücken — — Und Du hast dann so schrecklich viele Auswege!“ jammerte sie beinahe.

„Das heißt, ich setze meine Pläne durch trotz Feuer und Wasser. Wenn Du das die Sache ins beste Licht rücken nennst, so — ja, Du denkst natürlich an das Perpetuum, Du auch, das wird mir auch immer unter die Nase gerieben!“

„Sag' doch nur, wie es zugegangen ist, hörst Du, Faste! Ich werde ganz unruhig.“

„Wie es zugegangen ist? — Wie man einen Menschen besiegt? Ich gestehe gern ein, daß dabei ein wenig von dem Fuchs mit im Spiel war, der dem Hasen schmeichelte, bis dieser den Käse fallen ließ, — oder doch einen kleinen Bruchteil davon. Im übrigen aber war es der alte Brief, von dem ich Dir am Montag auf der Brücke erzählte. Geradezu ein finanzieller Geniestreich. Und ich glaube auch, er fühlte dasselbe und taute auf.“

Sie sah ihn grübelnd an: — „Da war ja eigentlich ein ziemlich delikater Punkt für Deinen Onkel in dieser Geschichte,“ sagte sie dann. „Ich mußte wenigstens gleich daran denken, was der strenge, hochmoralische Herr Bankdirektor dazu meinen würde, wenn es bekannt würde, daß er die Grundlage zu seinem Vermögen dadurch gelegt hat, daß er diesem Kapitän Sand in die Augen streute.“

„Aber Du siehst doch wohl ein, daß es genial, glänzend, sprudelnd, glänzend genial war, — daß sich so nur ein Obergeneral des Rammons aus der Verlegenheit zieht!“

„Ich frage nur, Faste, wie meinst Du, werden die Leute hier in der Stadt diese Sache beurteilen?“

„Nah, den Spießbürgern kann das nur ganz einfach imponieren; die beugen sich immer vor dem Resultat. Offen gestanden, Vera, Du bereitest mir eine Enttäuschung, nie und nimmer hätte ich geglaubt, daß Du so engherzig bist!“

„Gibst Du ihm dann den Brief?“

„Freilich, denn er leugnete die Geschichte ja, bis er ihn in der Hand hielt, weißt Du.“

„Und dann?“

„Verseufeltes Verhör!“ rief er ärgerlich, — „ja, dann warf er ihn ins Feuer und wir sprachen nicht mehr davon. Dann redeten wir noch eine Weile über das Geld hin und her, bis er nachgab.“

„Es ist aber wirklich keine Kleinigkeit, bei Dir einer Sache auf den Grund zu kommen, Faste — — fiel es Dir denn wirklich gar nicht ein, — nicht einmal im Innersten Deiner Seele, — daß es Deinem Onkel peinlich sein könne, ja, daß er geradezu bange darin sein könne, Dich mit dem Beleg für diese Jugendgeschichte in der Tasche herumlaufen zu lassen?“

„Du willst mich doch um Himmelswillen nicht geradezu beschuldigen, daß ich Onkel Joels Brief dazu benutzt haben sollte, um von dem Mann Geld zu erpressen?“ brauste Faste wütend auf. „Das muß ich sagen, — fügte er kühl hinzu — „nach unserer jahrelangen Freundschaft hatte ich erwartet, daß Du mich besser kennen würdest.“

„Ja, wenn ich nur einmal sagen könnte, daß ich Dich besser kenne! Du bist so vielseitig, Faste. Ich bin nie ganz sicher, wo ich Dich habe. So urplötzlich taucht alles bei Dir auf, daß ich erst im Grunde hinterher begreife, wie es sich eigentlich verhält.“

„Und nun meinst Du oder befürchtest Du, daß ich heute „eigentlich“, wie Du Dich ausdrückst, bluttriefend geradezu von Onkel Joel herkomme, dem ich 3500 Kronen geraubt —“

„Ach, Du weißt recht gut, daß ich so etwas nicht meine. Aber Du kannst, ohne es selber zu ahnen, so merkwürdig die Augen gerade für irgendeine beliebige Seite der Sache verschließen, die Du nicht zu sehen wünschst.“

„Danke schön! Du meinst also mit anderen Worten, daß ich, ganz unerbittlich und unbewußt, Onkel Joel die Pistole auf die Brust gesetzt habe!“

„Nein, nein; aber ich werde nur so unsicher. Du kannst niemals eine Sache klar und deutlich darlegen. Man hat oft das Gefühl, als schäue man in einen Abgrund hinab, das macht mich bange.“

„Wange — bange — daß Du einen Straßenräuber zum Freund hast!“ lachte er munter.

Er schien es nicht zu bemerken, daß sie an dem Fußpfad still stand, der zwischen Garienzäunen und Waldungen direkt zu dem Landhause ihres Vaters führte.

„Sonderbar,“ — rief er dann aus, — „ich glaube, es ist im Grunde diese Deine Angst, die mich immer am meisten zu Dir hingezogen hat, Vera, — der ängstliche Vogel in Dir, der wie ein Specht dasicht und an meinem Gewissen pickt, als wollte er sehen, ob der Baum krank ist. Du hättest mich fast dahin gebracht, daß ich spornreichs zu Onkel Joel zurückgelaufen wäre. um zu fragen, ob ich ihn heute Vormittag wirklich ausgeplündert habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Architektur.

Selten bietet sich für einen modernen Künstler die Gelegenheit, ein staatliches Gebäude nach seinen Ideen auszugestalten. Sieht man unsere öffentlichen Gebäude, unsere Sammlungen, unsere Museen darauf an, inwieweit bei ihnen Rücksicht darauf genommen wurde, den Raum nach architektonischen Gesetzen zu erweitern und zu schmücken, so ist es da mit der sinnvollen Zweckgestaltung des Raumes bald zu Ende. Wir haben erst seit kurzem einen Blick dafür bekommen, daß eine Halle, ein Empfangsraum nach anderen Prinzipien ausgebaut sein müsse, als wir es bei unseren Wohnräumen gewohnt sind. Ein solcher Raum ist dafür bestimmt, Tausenden von Menschen, die eine Weile sich hier aufhalten, zum

Genuß und zur Erholung zu dienen, er soll frei und weit und licht sein und das Auge hinlenken auf die schöne Freiheit, die in solchen großen und ungewöhnlichen Dimensionen schlummert, daß es geeignet wird, dann im Weitergehen die Gegenstände richtig zu werten, zu genießen, sich an ihnen zu erfreuen.

Es wird noch geraume Zeit dauern, ehe man sich an die Notwendigkeit gewöhnt, einem einzigen Künstler die Ausgestaltung solches Raumes zu übertragen. Unsere Museen machen den Eindruck eines Warenlagers und weden nicht die Vorstellung, als befände man sich zu Gast bei all' denen, deren Werke hier gesammelt sind, deren Tätigkeit Zeugnis ist für das Streben eines ganzen Volkes. Gerade daran, wie wir ein solches Gebäude, das dem gemeinamen Genuß eines ganzen, großen Gemeinwezens dienen soll, ausgestalten, daran zeigt sich die Kulturhöhe eines Volkes. Bis jetzt sind diese Gebäude immer noch mehr oder weniger Sammelstätten für wissenschaftliche Zwecke und dienen denen, die von Berufswegen sich mit den aufgestapelten Schätzen beschäftigen. Sie müssen und sollen aber für weiteste Kreise eine Stätte unmittelbaren Genusses werden. Denn was sollte anders den Menschen erfreuen, wenn nicht die allmähliche Arbeit derer, die bemüht waren, das Streben und Sehnen jeweiliger Zeiten in die Wilder oder in anderen Werken festzuhalten? Da redet überall ein Empfinden zu uns, das dem unseren parallel geht, und je mehr sich die Gefühle einer großen, wachsenden Gemeinsamkeit vertiefen, um so stärker fühlen wir den Zusammenhang mit den Männern, die einfach und schlicht ihr Lebenswerk taten in längst vergangener Zeit, so daß ihr Werk noch jetzt uns erfreut, noch jetzt unser Staunen und unsere Befriedigung nährt. Wer solch eine Aufgabe übernimmt, muß wissen, daß er sich Zweckgesetzen und sozialen Anforderungen zu beugen hat. Für diese Ideen bekommen wir erst jetzt ein Organ, und ein Künstler in vorgerücktem Alter, der aufwärts in Vorstellungen, die uns fremd sind, wird dieses Organ erst besitzen können.

So wird die Art, wie ein Auftrag ausgeführt wird, erkennen lassen, wie weit der Künstler sich bemüht war, für eine Gesamtheit zu schaffen und wie weit er dekorative Raumbesetze respektierte.

Diese Gedanken kommen einem wieder, wenn man die überraschende Kunde vernimmt, daß Berlin ein neues Opernhaus erhalten soll. Und zwar wird die Allgemeinheit gar nicht gefragt. Es wird von oben her bestimmt, wer es bauen soll und damit ist die Frage erledigt.

Nein, sie ist damit nicht erledigt. Haben wir in Berlin einen Ueberfluß an guten Bauten? Wir leiden empfindlich Mangel daran. Wir müssen eiferfüchtig darüber wachen, daß eine neue Aufgabe einem Kömmer zuteil wird, nicht einem Pflücker, nicht einem Akademiker, nicht einem Stilimitator. Damit ein solches Gebäude von dem Geist unserer Zeit redet! Noch dazu, wenn es sich um eine Aufgabe größten Stils handelt. Man spricht von 15 Millionen.

Und wer baut dieses Gebäude? Ein Baurat Genzmer. Wer kennt ihn? Es mag ein achtbarer Mann sein, das soll niemand bestreiten. Aber reicht das aus? Wo sind die Taten, die ihn zur Uebernahme solcher Aufgabe, auf die Generationen warten, berechtigt. In der Stadt, der Schinkel das Schauspielhaus, Knobelsdorff das alte Opernhaus, baute, müßte schon die Pietät anhalten, nur dem besten Künstler solche Aufgabe zu übertragen. Denn das sind Denkmäler für Jahrhunderte. Aber solche Sachen werden bei uns jetzt im Handumdrehen abgemacht und durch einen Federstrich erledigt. Kennt man das Pflichtenverständnis?

Die Nation hat ein Interesse daran, daß solche Dinge in breiter Öffentlichkeit verhandelt werden. Alle Kräfte müssen aufgerufen werden. Vom grünen Tisch aus oder durch besondere Verfügung sind solche Fragen nicht zu erledigen. Damit ignoriert man selbst die Kulturzusammenhänge und isoliert sich in einen engen Kreis, dem die Berechtigung zu allgemeiner Bestimmung abgeht. Die besten Aufträge kommen dadurch in unrechte Hände. Und dadurch wird das Architekturbild Berlins ein immer schlimmeres. Das ist um so bedauerlicher, als gerade Berlin jetzt Aufgaben zu übernehmen hat, gerade architektonischer Art. Die Entwicklung verlangt es. Nur hier stehen die großen Summen zur Verfügung.

Hier hat Berlin eine Kulturfrage zu erfüllen. Wie erfüllt es sie? Es drückt sich herum. Es stellt sich so, als wäre es eine Kleinstadt, auf die niemand achtet. Es degradiert sich selbst. Wie viel junge Künstler mit hochfliegenden Plänen wären hier die geeigneten Kräfte! Sie warten auf solche Aufgaben. Und nicht nur das; nicht nur Kräfte bleiben ungenützt; es fällt sich die Stadt von Jahr zu Jahr mit Bauwerken, die ihm zur Unehre gereichen, die noch das Wenige, Gute, Alte zerstören.

Aber selbst wenn man nicht zu dem probaten Mittel eines öffentlichen Preisausreibens greifen will, hat man nicht andere bewährte Kräfte zur Verfügung, die das Vertrauen der künstlerisch maßgebenden Kreise besitzen?

Auf diese Frage wird von zwei Bauten von selbst die Antwort erteilt, die neuerdings beendet wurden. Zwei neue Gebäude sind an der Waijenbrücke in die Höhe gewachsen, die der sonst nicht gut beleuchteten Berliner Architektur zum Ruhm gereichen. Der Zufall hat es gesügt, daß die beiden Baumeister, die augenblicklich unsere besten und selbständigsten Künstler sind, in so bichte Nachbarschaft geraten sind. Die beiden Bauwerke, die sie geschaffen, stehen sich gerade gegenüber. Messel und Hoffmann sind die Erbauer.

Hoffmann stand einer interessanten Aufgabe gegenüber. Es galt, dem Märkischen Museum eine Heimstätte zu schaffen. Hoffmann hat die Aufgabe so glänzend gelöst, daß sein Bauwerk nicht nur, weil es die Schätze märkischer Vergangenheit birgt, aufgesucht werden wird. Es ist ein selbständiges Kunstwerk, das um seiner selbst willen betrachtet sein will.

Am besten präsentiert sich von weitem der Bau von der Dampferanlegestelle der Schiffsahrtsgesellschaft "Stern" oder von der Zannowbrücke aus. Dann bildet das Wasser eine schöne, ruhige Fläche, hinter der sich der hochragende Bau um so imposanter erhebt. Er wirkt um so apart, als er ein wenig vom Wasser zurückliegt. Rings ist das Gelände nicht regelmäßig bebaut. Lagerplätze, alte Werkstätten, gegenüber ein großes neueres Warenhaus. Jenwärts der Brücke, hinter der sich das Wasser in zwei Arme verzweigt, die von großen, breiten Schiffen bevölkert sind, zeichnet sich am Horizont die Silhouette der Stadt ab, dunkle Dächer, darüber ein überaus schlanker, nadelspitzer Kirchturm. Am Ufer geben eine Reihe kleiner, unregelmäßiger Häuser ein malerisches Bild, dunkle Farben, von graueren Tönen der Wandflächen unterbrochen, mit Giebeln und kleinen Fenstern und Läden, aus denen Blumen herabhängen. Den Abschluß bildet ein düsteres Viereck mit eigentümlich bleigrauer Färbung der kompakten Mauern, die von einem festen, viereckigen Turm beinahe drohend überragt sind.

In dieses architektonisch reizvolle Bild Alt-Berlins fügt sich das Museum vortrefflich ein. Es ist ein Glück, daß hier mit dem altdeutschen Prinzip gebrochen wurde, wonach ein Museum ein Renaissancebau sein muß. Hier ist die märkische Bauweise innegehalten, ein intimer Reiz haftet dem Museum an, das die alten einheimischen Formen wieder zu Ehren bringt.

Mit außerordentlich feinem Geschick hat Hoffmann aber die Ueberfülle vermieden. In diesen Fehler verfallen die meisten Baumeister, die den Backsteinbau pflegen. Ihre Bauten leiden unter dem Allzubielen. Hier haben wir im Ganzen eine wundervolle Flächenwirkung. Der Bau besteht aus vielen, einzelnen Teilen, ein domartiger Aufbau, in der Mitte eine märkische Kirche mit kleinem, aufgesetztem Turmchen, dann ein breiter märkischer Festungsturm. Trotzdem ist es dem Künstler geglückt, dieses malerische Durcheinander, das sich auf dem verzwickten Baugrund, einer zugespitzten Ecke, aufbaut, zusammenzuhalten. Er erreicht dies durch die sinnmäßige Verwendung der Fläche, die immer rechtzeitig im Ganzen vorherrscht.

Wie reich und vielfältig gegliedert ist der Schmuck des Anbaus, der mit feiner Empfindung aufgespart bis zum Abschluß des Daches, allerlei Rosetten und wie spielend geformte Bekrönungen, dazwischen glasierte Steine, die einen Schimmer über das stumpfe Material werfen. Wie intim wirkt die kleine Kirche mit dem aufgesetzten Turmchen, wie großzügig ist das Dach gehalten mit den großen, dunklen Metallplatten. Dann aber als imposanter Schlußakkord der breite märkische Turm, der kompakt in die Höhe steigt, oben sich immer mehr einengt, bis das Dach in einem schmalen Strich endet. So ist das Malerische (die Einzelheiten) und das Architektonische (die ruhige Flächenwirkung des Ganzen) zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, wie schön die stumpfrote Farbe des Materials im ganzen wirkt, ein leichter, grauer Schimmer liegt darüber. Reizvolle Einzelheiten sind noch die zyklopischen Grundmauern des einen Teils, (einfach geschichtete Blöcke, wie es früher üblich war), auf die dann der Ziegelstein ansetzt, dann die feine Berücksichtigung des Strauchwerks und Rankenwerks, das den Bau unten unspannt. In den wintlichen Eden stehen Bäume. Efeu kriecht an den Quadern hinauf. Sträucher schlingen ihre vielfältigen Arme um das Gefsim. Ueberall, auch in den verschiedenartigen Formen der Fenster, bald viereckig, bald spitzzulaufend, bald oben gerundet, ein deutliches Betonen des Willens, des architektonischen Grundgedankens; dabei im einzelnen intime Berücksichtigung feinsten, malerischer Reize. Das Ganze ist eine in sich vollendete Schöpfung eines reifen Künstlers, der nicht der Laune folgt, sondern mit bewußtem Können ein Bauwerk hinsetzt, das sich einfügt in das Stadtbild und dennoch eine neue Tat ist, die landschaftliche Umgebung berücksichtigt, aus ihr hervorwächst und dennoch über sie dominiert.

Der Messelsche Neubau, die Landesversicherungsanstalt ist architektonischer, strenger als das Hoffmannsche Museum. Er ist neuartiger. Das Prinzip der Hochstrebenden, von unten bis unten das Dach reichenden Pfeiler beherrscht die Fassade. Dadurch gliedert sich der Bau so übersichtlich und erhält einen strengen, einheitlich großen Charakter. Eine wohlthuende Abwechslung schaffen die leicht gewellt laufenden Läden des Daches, die im Mittelteil vorherrschend betont sind, so daß über den parallel hochstrebenden Säulen ein großer fein geschwungener Abschluß erscheint, der wiederum überragt wird von einem einfachen, märkischen Turm, der zugleich einfach und zierlich ist. Der Mittelteil des Baues strebt aus der Fläche heraus, so daß auch hier eine leichte, nach vorn dringende ovale Rundung sich zeigt.

Zwischen diesen strengen Streben ist überall in Hardtheimer Kalkstein Schmuck verteilt. Die Streben selbst sind in Ziegel ausgeführt. Die graue Farbe des Kalksteins sieht gut und distret dazu. Leicht nur haben sich die Konturen, die aus dem rauhen, porösen Stein herausgemittelt sind, heraus. Zwanglose Gruppierung schafft ein lebendiges, reizvolles Bild. Hier eine Gruppe schreitender Figuren, dort eine Vasustradensolge, hier ein Emblem. Die hohen

find oben mit einer leichten Girlande geschmückt. Der Abschluß des Mittelteils erhält eine besondere Hervorhebung dadurch, daß ein Balkon hinter den Säulen ausgespart ist, den ein weißes, schmales Gitter schützt. Hinter diesem Gitter schafft grünes Blattwerk einen schönen, tiefstehenden Hintergrund.

Ueberhaupt fällt hier wie bei allen Bauten Messels auf, wie sehr dieser Künstler neben dem Kräftigen, Strengen, ja Massigen das Zierliche beherrscht. Mit unmaßgeblicher Grazie stellt er neben die Bucht den leichten, lässigen Schwung, auf die Säulen setzt er eine leichte Girlande, den Mittelteil schließt er mit einem zierlichen Balkongitter oben ab. Wie leise und fein sind die kleinen Reliefs alle über die Fassade verteilt! Er bündigt die Massen und indem nie eine Anllarheit, eine Phrase sich vordrängt, erhält jeder Bau eine Klarheit, Uebersichtlichkeit, die trotz der Größe beinahe fein und zierlich erscheint. Er verteilt alle Verhältnisse mit feinem und sicherem Maßgeföhl und so halten sich alle Massen das Gleichgewicht.

Einer besonderen Aufmerksamkeit sind die Tore Messels wert. Er befreit sich da einer Einfachheit und Zurückhaltung, die gut absicht von der jetzt bei unseren offiziellen Gebäuden herrschenden Progerei der Tore und Eingänge. Wie einfach sind auch seine Eingangshallen, schmucklos, simpel, in einfachem Weiß gehalten. Es ist als wölte Messel noch den Brunkräumen bei Wertheim seine Zurückhaltung besonders dokamentieren. Die Tore sind ganz klein, aus einfachem Holz, ohne Schnitzerei, nur ein leichter, obaler Kranz ist im oberen Teile der Tür sichtbar. Die Holzfläche, Farbe, Maserung tritt als solche hervor. Nur in der gleichmäßigen grauen Färbung zeigt sich die Feinheit des Geschmacks. Messel vermeidet es offensichtlich, das Tor zu betonen. Ihm ist ein Gebäude ein Schutraum, er will beherbergen. Demgemäß zieht er die Tür zurück, macht sie klein und unauffällig. Dadurch erreicht er, daß die Fassade einheitlich als Ganzes erscheint und nicht wie sonst üblich, das Portal sich ungebührlich vordrängt.

Die Fenster sind groß und einfach gegliedert, sie treten ebenfalls unauffällig zurück. Klares Prinzip auch hier, kein Vertuschen, regelmäßiger Aufbau. Der einzige Schmuck der Eingangshalle ist eine große, schwarze, schmiedeeiserne Ampel, die zu dem Weiß der Treppen einen guten Gegensatz bildet.

So macht der Bau, trotzdem er wuchtig und hochstrebend ist, dennoch einen feinen, intimen Eindruck. Das Konstruktive, das Architekturische tritt klar hervor. Aber auch das Malerische, das in der Fläche schimmernde Prinzip ist berücksichtigt.

Wie schön wirkt, wenn man seitlich tritt und den Bau von hier aus betrachtet, die parallele Aufeinanderfolge der Säulen, die sich unmerklich vorziehen, so daß immer die eine Säule vor der anderen einen geringen Vorsprung hat.

Messel hält sich frei von Nennisgeng. Er ahmt nicht alte Stile nach. Er benützt sie und er verwendet ihre Anregungen, aber er wird nicht ihr stabiler Nachahmer. Er gibt eine Einheit, die sein Werk ist: Kraft und Zierlichkeit harmonisch vereint.

Ernst Söur.

Kleines feuilleton.

Meteorologisches.

Die Berliner Gewitter vom 22. August, wie sie namentlich im Südwesten der Hauptstadt sich abgepielt haben, werden den Meteorologen einen reichen Stoff zu Studien und Erörterungen geben. Auch der Laie, der mit einem offenen Aug und mit einem gesunden Menschenverstand ohne besondere fachliche Vorbildung die ihn umgebende Natur und ihre Kraftäußerungen beobachtet, kennt die Verschiedenartigkeit der Erscheinungen, die man unter dem Namen des Gewitters zusammenzufassen gewohnt ist. In einem einzigen einigermaßen gewitterreichen Sommer, wie es der diesjährige ohne Zweifel gewesen ist, hat man reichlich Gelegenheit, die Unterschiede einzelner Gewitter zu verfolgen. Der 22. August nimmt wenigstens für Berlin und für das Jahr 1908 eine Sonderstellung in dieser Hinsicht ein. Wenn man es gestirfermaßen als den normalen Gang eines Gewitters bezeichnen kann, daß die Wolken allmählich aufziehen, sich mit die Schwüle plötzlich ablösenden, sturmartigen Windstößen, für die das Volk im Osten Deutschlands die treffende Bezeichnung „Eilung“ besitzt, zu entladen beginnen, so war der Verlauf der Gewitter am 22. August ein völlig anderer. Nachdem schon der vorangegangene Tag ungewöhnlich warm und schwül gewesen war, auch mit einem kurzen Gewitter geendet hatte, herrschte in den frühen Morgenstunden bei klarem Himmel heller Sonnenschein bei völliger Windstille und drückender Hitze. Gegen 6 Uhr begann sich die Atmosphäre zu trüben, und schon nach wenigen Minuten setzte das erste Gewitter ein, ohne daß die Windstille unterbrochen wurde. Während man sonst bei Gewittern einzelne Wolkenseen wahrnimmt, war in diesem Fall der Himmel einheitlich grau, und während sonst die Wolke in rascher Folge teils zwischen den einzelnen Wolken, teils zwischen diesen und der Erde sich entladen, schien sich der ganze Vorgang diesmal nur zwischen der Erdoberfläche und einer ein-

heitlichen Wolkendecke zu vollziehen. Die Folge davon wären einzelne wenige Entladungen von furchtbarer Kraft, die durch lange Pausen voneinander getrennt wurden. Manche Donnerschläge waren so stark, daß große Häuser sekundenlang erzitterten. Schwache Wolke kamen überhaupt nicht vor, sondern jede Entladung schien die ganze Spannung zwischen Wolke und Erde zu erschöpfen, die sich dann allmählich wieder ansammelte, bis sie zu einer neuen Entladung reif war. So erschien das Gewitter wie eine Nachahmung des bekannten Experiments mit der Elektrizitätsmaschine, von der Natur selbst in großartigstem Maßstabe ausgeführt. Nachdem kurz um 7 Uhr morgens das Gewitter mit dem heftigsten Donnerstöße geschlossen hatte, verzogen sich die Wolken und nach etwa zwei Stunden kam die Sonne wieder zum Vorschein. Die Wetterfahnen standen wie festgenagelt und es zeigte sich nicht die geringste Wende- rung des Windes bzw. der Windstille an. Nachmittags um 3 Uhr wiederholte sich das Schauspiel in fast genau derselben Weise. Das zweite Gewitter dauerte etwa eine halbe Stunde und bestand wieder nur aus wenigen furchtbaren Schlägen, die um so stärker wirkten, als sie wiederum durch lange Pausen voneinander geschieden waren. Eine genauere Aufklärung über diese eigenartigen Gewitter wird erst möglich sein, wenn sich die allgemeine Wetterlage übersehen läßt und eine größere Anzahl von Beobachtungen gesammelt worden ist. Zwei Punkte können aber schon hervorgehoben werden. Der eine betrifft die physiologische Wirkung dieser Gewitter. Die Gewitterfurcht oder überhaupt die Empfänglichkeit für Erregungen durch atmosphärische Vorgänge ist bei den einzelnen Menschen sehr verschieden. Es gehörten aber jedenfalls am 22. August starke Nerven dazu, um sich diesen Einflüssen zu entziehen, und es kam als Tatsache ausgesagt werden, daß an diesem Tage auch Leute von einer mehr oder weniger heftigen Aufregung erfahrt wurden, die sonst einer Gewitterfurcht in keiner Weise unterliegen. Wenn eigenliche Messungen angestellt worden sind, so werden sie vermutlich ergeben haben, daß die elektrische Spannung der Atmosphäre einen ganz ungewöhnlichen Grad erreicht hatte. Der zweite Punkt betrifft das Auftreten solcher Gewitter gerade über dem Gebiet einer Großstadt. Als Erklärung dafür dürfte der große Staubgehalt in der Luft dienen, der durch die unzähligen Schornsteine sowie durch den ganzen Betrieb und Verkehr der Großstadt bedingt wird. Dadurch erhält die Luft eine gesteigerte Schwere und gerät in eine Stagnation, die solange anhält, bis ein kräftiger Windstoß die Luftschichten durcheinanderrührt und auseinanderreibt.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Die Verflüssigung des Heliums. Nachdem die ersten Nachrichten über die Verdichtung des Heliums sich als irrtümlich herausgestellt hatten, ist es vor einigen Wochen Kamerlingh Onnes unzweifelhaft gelungen, eine größere Menge flüssigen Heliums zu erhalten. Die Berichte der königlichen Akademie zu Amsterdam geben nunmehr nähere Einzelheiten über dies wichtige Experiment. Seine Kältestudien hat Professor Onnes schon im Jahre 1883 begonnen, und seither blieb er unaufhörlich bemüht, den Tiefpunkt der Temperatur zu erreichen. Die Vorarbeiten zur Verflüssigung des Heliums nahmen mehrere Jahre in Anspruch. Eine wesentliche Förderung erhielten seine Arbeiten im Jahr 1905 durch die Amsterdamer Handelskammer, indem ihm eine genügende Menge von Monachitstand zur billigen Darstellung von Helium zur Verfügung gestellt wurde. Das Helium wird aus diesem Ausgangsmaterial durch Erhitzen gewonnen und sodann auf das sorgfältigste gereinigt. Im Jahre 1907 konnten die ersten Isothermalbestimmungen aufgenommen werden, wonach die kritische Temperatur bei 5 bis 6 Grad über dem absoluten Nullpunkt liegen mußte. Dies Ergebnis stimmte besser mit der von Dewar angegebenen Zahl von 8 Grad überein, als mit dem Resultat Olszewskis, der 2 Grad gefunden hatte. Einen Tag vor dem entscheidenden Experiment, am 9. Juli, wurden 75 Liter flüssiger Luft dargestellt, und am 10. Juli um 6 Uhr früh begann die Vereitung der nötigen Mengen von flüssigem Wasserstoff. Um 1/2 2 Uhr nachmittags waren 20 Liter davon bereitet. Inzwischen war der Teil des Apparates, in dem das Helium zu zirkulieren hatte, sorgfältig leer gepumpt und mit Helium durchgespült worden. In den späten Nachmittagsstunden brachte dann endlich das Funktionieren der Verflüssigungsapparate das gewünschte Ergebnis. Es gelang, das verflüssigte Gas etwa zwei Stunden in Beobachtung zu halten. Nachdem das Helium wieder Gasform angenommen hatte, wurde es einer genauen Kontrolle bezüglich seiner Reinheit unterworfen. Die hauptsächlichsten Eigenschaften sind die folgenden: Der Siedepunkt liegt bei 4,3 Grad über dem absoluten Nullpunkt, abgelesen an dem Heliumthermometer. Dieser gibt auf die absolute Skala umgerechnet einen Wert von 4,5 Grad. Das flüssige Helium hat eine Dichte von 0,15. Für den kritischen Druck ergibt sich ein Wert von 2 bis 3 Atmosphären, so daß Helium unter dem Druck von 5000 Atmosphären etwa der Kohlenäure unter dem Druck von 100 000 entspricht. Die kritische Temperatur ist nicht viel mehr als 5 Grad. Die Apparate, mit denen Kamerlingh Onnes arbeitet, sind bereits im Jahre 1888 in Angriff genommen worden. Zur Reinigung der Gase unter Druck wurde die von Sir J. Dewar angegebene Methode der fraktionierten Absorption durch Gasohle in Anwendung gebracht, und ebenso wurde die Dewarsche Flasche in allen Stadien der Operation verwandt. Die Gesamtmenge des verflüssigten Heliums war eine relativ sehr große und betrug über 60 Kubikzentimeter.